



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Biographien und Briefwechsel

Memoiren der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth. (Erschienen im Inselverlag 1910.) Die vielbesprochenen Memoiren der Schwester Friedrichs des Großen liegen in einer prächtigen Ausgabe des Inselverlags zu Leipzig in neuer Übersetzung vor. Ein wertvolles Stück Welt- und Kulturgeschichte, gesehen aus der Perspektive einer gescheiterten und hochbegabten Frau, tritt damit noch einmal vor die Öffentlichkeit. Dem Historiker werden solche Dokumente, die eine heroische Zeit sozusagen von der Hintertreppe aus malen, häufig wichtiger sein als nüchtern fähle oder pathetisch aufgedommerte offizielle Chroniken. Das Temperament, das sich in ihnen entläßt, wird gewiß oft genug die Dinge in einem subjektiven Herrbilde zeigen, wird gewiß hier und da eher den Eindruck eines Satyrspiels als das Echo der mit wuchtigen Schritten dahinstampfenden Weltgeschichte geben. Aber gerade in dieser manchmal kleinlichen Subjektivität findet die amtliche Geschichtsschreibung ihre wertvollste Ergänzung. Und gerade diese Art, die Dinge anzuschauen und ihnen gewissermaßen ein zweites Gesicht zu geben, ist ganz dazu angetan, Bewegung und Farbe in die Geschichte zu bringen und ernsthaft Suchenden das Verständnis für verflungene große Zeiten wesentlich zu erleichtern.

Die Miniaturbildchen, die diese Memoiren entrollen, sind alles andere als erfreulich. Die Schwester Friedrichs des Großen gibt die ins Groteske hinüberspielende Begleitmusik zu den mächtigsten Akkorden der preußischen Vergangenheit. Ihre Welt ist die höfische Intrige, das kleinliche Spiel gekränkter weiblicher Eitelkeit und Selbstsucht. Die weltgeschichtliche Bedeutung ihrer Zeit ist dieser seltsamen Frau, der es offenbar nur an Raum zur Entfaltung ihrer reichen Talente fehlte, in keinem Augenblick wirklich klar geworden. Sie war

zu geistreich und, wenn man so will, zu sehr eigenwilliges Individuum, um den Glauben an die immer deutlicher in den Vordergrund rückende „Preußenidee“ aufzubringen. Das Unterordnen und Einfügen in ein großes Ganzes blieb ihr fremd. Ihre auf den ungünstigsten Platz gestellte Begabung fand sich in der puritanischen Strenge des Berliner Hofes so wenig zurecht wie in der kleinbürgerlichen, atemraubenden Dummigkeit des Bayreuther Ländchens. Sie spottet über die Poppsigkeit ihres Zeitalters. Sie findet die Darbietungen deutscher Komödianten greulich und ekelregend. Sie sieht von allem nur die Rehrseite. Sie kommt über die Gedrücktheit des Augenblicks nicht hinaus, so sehr sie sich auch mit ihrer klugen Stirn und ihren schönen weißen Armen dagegen stemmt. Sie ist zu wenig preußische Königstochter, um die geschichtliche Aufgabe ihres Hauses begreifen zu können. Und auf der anderen Seite ist sie wieder zu sehr die Tochter Friedrich Wilhelms des Ersten, um das ihr von Kindesbeinen an eingepfropfte Subordinationsgefühl ganz los zu werden und eigenmächtig, stark und ihres eigenen Wertes bewußt darüber hinauszuwachsen.

Sie ist, wenn nicht alle Zeichen trügen, zeit ihres Lebens eine tief unglückliche Frau gewesen. Der Zwiespalt zwischen ihren realen Lebensbedingungen und ihrem fessellos phantastischen Ehrgeiz hat sie langsam zerrieben. Sie erscheint dem, der nicht tiefer zu sehen versteht, wie eine verkniffene Intrigantin und Keiserin, während sie in Wirklichkeit ein verirrtes Menschenkind war, in dem die reichsten Möglichkeiten schlummerten. Sie fand keine Ventile für diese reichen Möglichkeiten. Sie wollte und konnte Herrscherin sein und mußte sich dann mit dem begnügen, was Klatschfüchtige Palastdamen und gefällige Diener ihr heimlich zutrug. Sie hatte vielleicht eine

leise Ahnung von den großen Dingen, die sich um sie her vorbereiteten. Sie wollte daran teilhaben, aber ein mißgünstiges Schicksal hat es ihr verwehrt. Sie wurde aus dem Kronsaal immer wieder auf die Hintertreppe gedrängt. Sie wurde verbittert und altjüngferlich, weil sie sich immer wieder zur Türhörerin verdammt sah. Und sie verbrannte von innen heraus, weil sie ihre Kräfte brachliegen fühlte und sich zu billigen Kompromissen nicht hergeben mochte.

Auch sie hat, freilich anders, als sie es geträumt, ihre Aufgabe erfüllt. Auf die Lieblingschwester des großen Königs fällt ein leiser Abglanz von der Strahlenkrone ihres genialen Bruders. Die Geschichte jener Zeit, in der seine Jugend wie ein ungeberdiges Füllen gezähmt und in der aus Blut und Tränen seine Zukunft zusammengeschweißt wurde, wird auch für Wilhelmine von Preußen jedesmal ein paar freundliche Worte des Gedenkens übrig haben. Hinter der Erzählung ihrer geduckten, leidvollen Kinderjahre leuchtet die Ewigkeitsföhne von Mollwitz und Prag, von Noßbach und Leuthen. Wie fernes Donnerrollen klingt es in diese von Haß und Liebe, von Freude und Leid verzerrten Memoiren. Der preußische Adler rauscht darüber hin und adelt die Gescheltnisse des wunderlichen Buches mit rückwirkender Kraft.

Dr. Arthur Westphal-Berlin

Anton Bettelheim: Beaumarchais. Eine Biographie. Zweite ungearbeitete Auflage. Mit einem Bildnis des Dichters. München 1911. C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.

Beaumarchais, der Schöpfer der vielbesessenen Gestalt des Figaro („Der Barbier von Sevilla“, „Figaros Hochzeit“), ist einer jener großen Franzosen, die aus dem Protestantismus hervorgegangen sind — Clement Marot, Malherbe, Agrippa d'Aubigné, Salluste du Bartas, Goujon, die Marquise v. Maintenon, Rousseau, Marat, Frau v. Staël, Benjamin Constant, Guizot, Cuvier —, aber er ist nur der Halbbruder dieser starken Geister, die, ob ihrer Väterreligion treu oder, konvertiert, deren unerbittliche Befehder, vor allem das eine Erbe des Kalvinismus nicht verleugneten: die Stetigkeit, ja Starrheit des Charakters, im Guten wie im Schlimmen.

Auch Beaumarchais scheint seiner protestantischen Herkunft sehr wohl gedenkt geblieben zu sein, und wenn er mehrfach für die Gleichberechtigung der Protestanten öffentlich eintritt, so mag er in diesen Fällen, wie es scheint den einzigen in seinem Leben, ohne persönliche Absichten gehandelt haben. Sein Vater, an dem er zweifellos mit Zärtlichkeit hing, mochte dem Glauben, dem er kurz vor seiner Verheiratung abgeschworen hatte, um in die Zunft aufgenommen werden zu können, in seinem Herzen auch weiterhin angehangen sein und dem katholisch erzogenen Sohn wenigstens die Achtung vor ihm überliefert haben. Wer tiefer zusieht, wird vielleicht auch sonst noch manchmal „kalvinische Regungen“ in Beaumarchais' Leben finden, im allgemeinen aber mangelt ihm, wie sehr auch er bestrebt ist, vor der Welt als guter Sohn, guter Vater, guter Patriot, guter Bürger zu erscheinen, gerade das, was man Charakter nennt, überhaupt. Und eben das macht ihn mehr als alles zum Typus für seine Zeit, zu der überaus charakteristischen Mischung von Moralisten und Glücksritter, die sich beide so gut in einer und derselben Person nur vertragen, weil beide die Hohlheit der zeitgenössischen Zustände am tiefsten erkannten und gleicherweise auf den Schein ihre zum Teil sehr phantastischen Pläne bauten. Wenn eine Familienüberlieferung recht hat, so waren die Carons — den Adel de Beaumarchais zu kaufen, war eines der ersten Geschäfte des jungen Mannes — normannischer Herkunft, und dazu stimmt sehr gut die ewige Unrast Beaumarchais', der sich rühmen konnte, 'auf allen möglichen Gebieten Tüchtiges geleistet zu haben, selbst als Uhrmacher, den es bis in sein Alter immer wieder zu Geschäftsreisen und zu waghalsigen Unternehmungen trieb, der nie heiterer schien, als wenn die Gefahr unmittelbar nahe war: so war er etwas wie ein Wikinger, wobei man den Nebensinn des Freibeuters nicht abzustreichen braucht, dabei immer von jenem unbedingten Glauben an sich selbst und an seine Überlegenheit beseelt, der die fatalistische Grundlage solchen Wikingerturns ist.

Es darf hier mit Freude ausgesprochen werden, daß Beaumarchais in Anton Bettelheim wohl den verstehendsten Biographen gefunden hat, der sich denken läßt, einen, der

sorgsam die kluge Mitte hält zwischen dem bewundernden Beschöniger und dem moralisierenden Beurteiler. In und für sich darf diese Biographie als ein Muster von Vereinigung gelehrter Einzelforschung und anregender Darstellung, für die man bei dem Stoffe sogar das Epitheton „amüßant“ und bei den einzelnen Episoden das sonst noch unwissenschaftlichere „spannend“ wagen darf. Die erste Auflage ist vor fünf und zwanzig Jahren erschienen. Die Änderungen betrafen, da Anton Bettelheim bereits die erste Auflage auf ausgedehntes Archivalstudium gegründet hatte, im ganzen aber zu seiner berechtigten Genugtuung sich nichts zu ändern gebot, im wesentlichen Kürzungen von Proben und Belegstellen. So fügt sich das Werk aufs beste in die Reihe der zugleich wissenschaftlich ernstesten und doch für weitere Kreise bestimmten Dichterbiographien des Verlags; den bisherigen gegenüber — Goethe, Schiller, Shakespeare, Molière — hat sie dazu noch den besonderen Wert, daß sie nicht nur Resümee ist, sondern grundlegende Forscherarbeit selbst. Otto Hanfer = Wien

Bülows Reden. Fast zwei Jahre sind vergangen seit dem Tage, an dem der vierte Kanzler des Deutschen Reiches von seinem Platze weichen mußte, und wohl weniger als je hat heute die Meinung Berechtigung, daß der neue Herr in der Wilhelmstraße der geeignete Mann sei, die aus den Kämpfen um die Reichsfinanzreform entstandenen inneren Schwierigkeiten zu beseitigen. Wenn auch die Leidenschaft des Kampfes keineswegs verbraucht ist, so machen sich doch schon mehr und mehr Stimmen geltend, daß es ein nicht wieder auszugleichender Fehler war, dem Fürsten Bülow eine erspriessliche weitere Wirksamkeit unmöglich zu machen.

Bülows Tätigkeit in ihrem vollen Umfang zu erfassen und zu würdigen, muß einem späteren Zeitpunkt vorbehalten bleiben; wir haben nur die Möglichkeit, die in Erscheinung getretenen Ergebnisse seiner Politik an dem zu messen, was er über seine Absichten mitgeteilt hat. Darüber geben in erster Linie die Reden Auskunft, die er im Reichstag und im preussischen Landtag gehalten hat. Sie zu sammeln und damit einem weiteren Kreis zugänglich zu machen, war ein dringendes Bedürfnis, dem schon die Ausgabe von Penzler-

Sözsich in mustergültiger Weise abzuhelpfen gesucht hat. Diese Ausgabe ist aber, der großen Zahl der Reden entsprechend, zu umfangreich und zu teuer, als daß sie eine allgemeinere Verbreitung finden könnte. Nun bietet der Verlag von Reclam in Leipzig eine von Wilhelm v. Massow bearbeitete und eingeleitete Auswahl der Bülow'schen Reden dar, die wohl geeignet ist, allen billigen Ansprüchen zu genügen. Aus den einzelnen Reden sind im Wortlaut nur die wichtigsten Teile wiedergegeben, deren Verbindung durch geschickte Inhaltsangaben hergestellt ist.

Das bisher erschienene erste Bändchen enthält in der Hauptsache die Reden, die Bülow 1897 bis 1900 als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes im Reichstag gehalten hat; angeschlossen sind noch einige Reden aus der Zeit der Kanzlerschaft bis zum Mai 1901. Bekannt ist, wie Bülow, der dem Reichstag als vollständiger Neuling in der parlamentarischen Beredsamkeit gegenübertrat, sich dieser sehr rasch gewachsen zeigte und bald zu denen gehörte, die schon durch ihre rednerische Geschicklichkeit stets die volle Aufmerksamkeit des Hauses erzielten. Es ist wohl oft darüber gewitzelt worden, daß seine Reden sorgfältig stilistisch ausgearbeitet sind; die Gewandtheit des Ausdrucks legte man als Überschätzung der Form aus und glaubte daraus auf nicht genügende Festigkeit in der Sache schließen zu dürfen. Tatsächlich heben sich diese formvollendeten Reden angenehm ab von der Sorglosigkeit und vollen Mißachtung der Form, mit der so viele Abgeordnete im Parlament aufzutreten liebten. Und schon deshalb wäre es zu wünschen, daß die Reden Bülows eifrig studiert würden, ganz abgesehen von dem sachlichen Gewinn, den sie stets vermitteln, mag sich der Redner auslassen über die großen Fragen der auswärtigen oder über die Erfordernisse einer gesunden Kolonialpolitik, mag er die Unentbehrlichkeit einer starken Rüstung nachweisen oder darlegen, daß in unserer gesamten inneren Politik nur übrig bleibt, „eine möglichst richtige und gerechte Diagonale zu finden“! Dr. W. Hopf = Rostock

Bildende Kunst

Fritz v. Uhde und die moderne religiöse Malerei. Eine tief erregbare religiöse

Stimmung beherrscht ohne Widerrede unsere Tage — trotz des Vorwurfs des Nationalismus und Materialismus wie parteipolitischer Zentrumsämpfe —, und dennoch, die religiöse Malerei feiert? Wo liegen die Gründe? Man wird mir zweifelsohne entgegenhalten, daß ja das reiche Lebenswerk des verbliebenen Meisters, dessen Name über diesen Zeilen steht, dem Malen der Heilslegende zugewandt gewesen sei. Und wahrlich nicht ohne allgemein menschliche wie künstlerische Erfolge! Trotzdem und trotz eines Gabriel Max, eines Gebhardt, eines Sascha Schneider und Max Klinger — ein Dolmetscher des religiösen Sehnsens unserer Gegenwart erstand uns nicht! Freig v. Uhde versuchte dem mutig dem Alltage ins Gesicht schauenden religiösen Sollen einen Ausdruck zu verleihen, indem er das rationalistische Denken, Beobachten und die dem Verstande unfaßbare Sehnsucht des Herzens nach der Welt Gottes in seinen Gemälden zu verbinden strebte. Das Licht der Erdensonne fällt auf seine schlichten naturwirklichen Menschen, und unter sie tritt ein Mensch, dessen Körper nicht von diesen starkknochigen Erdenjöhnen zu stammen und dessen Innenleben vom Jenseits der goldenen Sterne erfüllt zu sein scheint. „Lasset die Kindlein zu mir kommen, bittet, ihr Menschen, euer Haupt an meine Brust, laßt den tiefen, süßen Frieden reinen Seelenlebens in euch hinüberströmen; denn fühlet, daß ich der Herr bin!“ — Aus warmem, großem Künstlerherzen schwang sich das religiöse Sehnen in unser rauhes Tagesleben, es wollte seine scharfkantige Härte ihm nehmen und schenken, was es brauchte: einen Blick in die starke, stärkende Region der Ewigkeitswerte, in das Reich des lebendigen Gottes, das beherrscht wird von dem Wissen, daß nur aus Leben ein Leben entstehen und werden kann.

Aber es klafft ein ebenso tiefer Spalt zwischen den irdischen und himmlischen Gestalten, die Uhdes Meisterhand ins Dasein rief, wie zwischen unserer naturwissenschaftlich-historischen Bildung und jener Herzensüberzeugung, die ohne wissenschaftliche Beweise in uns lebt und leben muß — denn „nur aus Leben entspringt wieder Leben“! Und wer gab dies Urleben? Solange noch

der Verstand dem Herzen diese Frage entgegenhalten wird, solange wird eine im Kerne starke, in sich geschlossene religiöse Malerei uns nicht beschieden sein. Daran helfen Beschwörungen alter Zeiten, wie sie Gebhardt geboten hat, nicht. Da können so tiefgründige Schöpfungen wie Klingers Andierungen vom Tode und vom Leben keine Hilfe bringen und eine Mystik wie in Sascha Schneiders sehnsüchtig fragenden Arbeiten von dem Wesen des Jenseits keinen Frieden spenden. Und unsere reiche, so machtvoll schaffende, ringende Zeit muß über diese schwere Stunde hinwegkommen — ehe ein Künstler ihr Sollen in Kunstform zu übersetzen vermag? Wird aber dies je erreicht werden? Wonach streben wir? Kurz gesagt, das herrliche Bibelwort zu erfüllen: Gott ist ein Geist, und die ihn anschauen, müssen ihn im Geiste anschauen. Danach strebt mit heißem Sinnen in Wahrheit unsere Gegenwart, darin besteht unser Modernismus, aus der Fülle seiner Werke den Schöpfer zu erfassen und ihn anzubeten in stummer Ehrfurcht — wie es Meister Klinger in seinem köstlichsten Werk „An die Schönheit“ zu schildern versucht hat. Je sinnlicher, je anthropomorpher die Vorstellung von Gott und seinem Reiche war, um so mannigfacher war die Tätigkeit der Künstler — je reifer, je geistiger die Innenwelt der Menschen wurde (seit Rembrandts Tagen), um so enger umgrenzt wurde das Feld der religiösen Kunst. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt, und wer unseren Vater anbeten will, der bete zu ihm in seinem Herzen“, lehrte der Stifter des Christentums. Deshalb treten die modernen Künstler so gerne in die freie Gottesnatur, folgen allem Tun der Menschen, denn das Schaffen in der Natur, die ehrliche Arbeit, das warme Lieben der Menschen, es spricht ihnen von einer Welt, die über den Horizont hinausgeht, über den die Sonne ihre Bahnen zieht. Aus dem geahnten ewigen Leben durch das Leben für das Leben zu schaffen — ob das nicht die edelste religiöse Kunst ist? Uhde strebte nach dieser, aber ohne vollen Erfolg, da er sich von der Überlieferung der anthropomorphen Religionsauffassung nicht ganz befreien konnte.

Prof. Dr. B. Haendke-Königsberg i. Pr.